

Massauer Volksfreund

Herborner Zeitung

mit illustrierter Gratis-Beilage „Neue Lesehalle“

Druck und Verlag von Emil Anding, Herborn. — Telephon Nr. 239.

Erscheint an allen Wochentagen. — Bezugspreis vierteljährlich mit Botenlohn 1,75 Mt., durch die Post bezogen 1,50 Mt., durch die Post ins Haus geliefert 1,92 Mt.

Preis für die einseitige Petit-Zeile oder deren Raum 15 Pfg., Reklame pro Zeile 40 Pfg. Anzeigen finden die weitest Verbreitung. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt.

Nr. 300.

Herborn, Donnerstag den 23. Dezember 1915.

13. Jahrgang.

Die Kameradschaft der Kriegsfürsorge.

Keine Friedenszeit erweist so viel Liebestätigkeit, heißt so umfassend die Pflicht der Kameradschaft erfüllen, wie der Krieg. Seine große Kameradschaft widerlegt die ungeliebte Lehre, daß die Jähzucht, die Liebe nur zum eignen Leben und die Sorge bloß für das persönliche Wohlbefinden, dem Menschendasein als einzige natürliche Voraussetzung zugrunde liegt. Grundfalsch ist das. Die Millionen unserer Feldgrauen, die auf den Schlachtfeldern Blut und Leben einsetzen, und die Millionen der Dahelingegebenen, die in der Kriegsfürsorge miteinander weiterleben, bezeugen das Gegenteil jener Lehre. Was draußen und daheim geleistet wird, geschieht nicht aus Jähzucht, allein um persönlicher Zwecke willen, sondern aus Kameradschaft, aus Liebe zu den andern, zu den Kameraden. Das winzige Ich verschwindet inmitten der heiligen Liebe, die des Krieges Kameradschaft entzündet. Die Sorge um das Wohl der Mitmenschen, die Gemüt wie Gebüt fest vereinen, ist etwas ebenso Ursprüngliches und Naturgemäßes, wie die liebevolle Rücksicht, die der einzelne selbstverständlich auch der eigenen Wesenheit widmet.

Kameradschaft ist Nächstenliebe. Sie trägt heute in Gestalt der Kriegsfürsorge allenthalben ihre Früchte. Nie sonst wird in der Sorge für andre so viel gearbeitet als jetzt inmitten des Krieges. Raftlos wird kameradschaftlicher Sinn betätigt. Das edle Vorbild, das die Gesellschaft Knapp gegeben hat, indem sie ihre Kriegsgewinne freiwillig in den Dienst der Kriegsfürsorge stellte, steht nicht vereinzelt da. So hat, um ein weiteres Beispiel hervorzuheben, der Verein Deutscher Eisen- und Stahlindustriellen im ersten Kriegsjahre 95 000 Familien mit 40 Millionen Mark unterstützt. Als kürzlich die Berliner Stadtverordnetenversammlung die Bezüge der Angehörigen der Kriegsteilnehmer erhöhte, geschah dies unter der Begründung, es den Kriegern im Felde schuldig zu sein, sie von der Sorge um Frauen und Kinder zu befreien. Es sei deren Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Krieger draußen wissen, ihre Familien daheim seien geborgen durch die Opferwilligkeit der Allgemeinheit.

Die Zurückgebliebenen sehen ein, daß die Taten auch der wirksamsten Kriegshilfe, die sie daheim als Dank dafür abstellen, daß sie von des Krieges Grausen unmittelbar verschont werden, hinter den unergleichen Taten der Krieger im Felde weit zurückbleiben. Solche Einsicht führt zu regem Wettstreit in der Sorge für die Kriegsschädigten, für die Angehörigen der Feldgrauen und deren Hinterbliebenen an. Die Kameraden im Felde können daher sicher sein, daß die Lieben zu Hause nicht verlassen und hilflos sind. Die Kriegskameradschaft lebt und wartet auch in der Heimat. Denn sie ist ja eben dort verankert, wo auch die Kameradschaft der Krieger ihre Wurzeln hat: in der Gemeinsamkeit der Herzen, in der Liebe und Treue, die aus der Blut- und Schwalgemeinschaft stammt.

Landesverrat.

Roman von E. Ph. Oppenheim.

(Nachdruck verboten.)

„Sind Durchlaucht nicht der Meinung, daß ich durch solchen Besuch bei meiner Stiefmutter, der ja zugleich ein Besuch bei meinem Vater sein müßte, meine Stellung vollends unhaltbar machen würde?“

„Ich verbürge mich dafür, daß Ihre Situation dadurch nicht ungünstiger werden wird, als sie es in diesem Augenblick ist.“

Das war ohne Zweifel eine recht zweideutige Garantie, aber ich glaubte mich trotzdem nicht berechtigt, die Forderung des Auftrages abzulehnen, und einige Stunden später befand ich mich auf dem Wege zu dem von meinem Vater angegebenen Hause.

Wenn er von einer armseligen Behausung gesprochen hätte, so hätte er damit kaum übertrieben. Das Logis, in das ich gewiesen wurde, als ich der Vorsicht halber nach Frau Smith fragte, lag in einem schäbigen, veräuferten Gebäude. Es gab keinen Dienstboten, durch den ich hätte anmelden lassen können, und ich war genötigt, selbst an die Tür zu klopfen, die man mir bezeichnet hatte.

Mit einem einzigen Blick umfaßte ich das düstere, unbehagliche Zimmer, das sich vor mir aufbot. Mein Vater lag — anscheinend im Halbschlummer — auf einem schmalen, verstellten Sofa, während seine Gestalt mit in den Schoß gefallenen Händen am Fenster saß. Mein Erscheinen erfüllte sie unmerklich mit Bewegung, während mein Vater bei dem ersten Wort der Begrüßung, das ich gesprochen, wie elektrisiert aufsprang und nicht genug tun konnte in dem Ausdruck der Freude, mein Besuch ihm bereite.

„Wie gut, daß du da bist, mein Junge! Wie hübsch, daß du deinen Vater nicht verleugnest! Aber ich wußte wohl, daß du es nicht tun würdest. Ich rechne fest darauf, dich hier zu sehen. Komm her und setz dich! Hier können wir unbelästigt und in aller Ruhe von dem Besessenen reden.“

Auf dem Feldpostamt des Marinekorps.

Der im Großen Hauptquartier des Westens befindliche Kriegsberichterstatter Herr Emil Simson übersendet uns den nachfolgenden vom Großen Generalstab des Feldheeres zur Veröffentlichung freigegebenen Bericht:

Im Feldpostamt des Marinekorps, das ich im Verlauf meiner Feldpost-Studienreise aufsuchte, erhielt ich in dankenswerter Weise alle nur irgendwie mit dem „Dienstgeheimnis“ erträglichen Antworten auf die zahlreichen Fragen, die ein wissenschaftlicher Kriegsberichterstatter nun einmal zu stellen gewöhnt ist. Auch hier wurde meine „Neugier“ in jeder Weise befriedigt. Ich gewann die vollste Ueberzeugung, daß die Maschinerie unserer Feldpost auf das Beste erbaute ist, auch unvorhergesehene Schwierigkeiten zu bewältigen vermag und überall von Männern bedient und beaufsichtigt wird, die wirklich ihr Bestes im Dienst unserer Truppen hergeben. Nirgends engherzige Kleinräuerei oder Bürokratismus im üblen Sinn. Dienststundenpläne, wie sie daheim so schön laubert in den Postdienststräumen hängen, kennt man im Felde nicht. Hier ist eben „immer Dienst“, Tag und Nacht, wie es die wechselnden Verhältnisse gerade mit sich bringen. Nur diesem die gesamte Feldpost beherrschenden Geist der äußersten Hingabe und Pflichterfüllung ist es zu danken, daß sie nun schon seit Jahr und Tag so Großes leistet. Es ist meine feste Ueberzeugung: unsere heimische Post macht uns — trotz mancher Kritiken — kein anderes Land nach, unsere Feldpost noch viel weniger.

Doch nun zum „Feldpostamt des Marinekorps“. Es ist im Korps-Hauptquartier, und zwar in den nach heimischen Begriffen recht unzulänglichen, für Kriegszelten aber äußerst komfortablen Räumen des ehemaligen belgischen Hauptpostamtes untergebracht und vermittelt den Verkehr des Korpsstabes und der diesem unmittelbar unterstellten zahlreichen besonderen Formationen und Behörden, die den besonderen Aufgaben der Marine dienen und eine Eigenart dieses Korps bilden. Da das Marinekorps nun schon seit Jahresfrist hier die Wache hält, hat sich neben der rein militärischen auch eine umfangreiche Verwaltungstätigkeit entwickelt. Alle Fäden laufen schließlich beim Generalkommando zusammen, weshalb die „Spitzen“ der Unterbehörden sich am Sitz des Korps befinden müssen. Jede Formation und Behörde holt nun ihre Post täglich mehrmals durch Ordonnanz beim Feldpostamt ab, so daß sich der Betrieb daselbst nach Ankunft einer Post recht lebhaft gestaltet. Der Haupt-Postzug bringt morgens einen ganzen Güterwagen voll Briefsäcke, die in Pferde- und Kraftwagen vom Bahnhof zum Feldpostamt geschafft werden. Da warten schon 20 bis 30 Ordonnanzen — Matrosen, Seefolboten, Kraftfahrer, Kavalleristen, Infanteristen, Trainfolboten, Sanitätspersonal usw. — in buntem Gemisch auf die Ankunft der Post. Feldpostschaffner, Postillione und Soldaten schlepen die Beutel in den sogenannten „Entlärungsraum“, und unter Aufsicht eines Feldpostsekretärs beginnt die Ver-

teilung. — Viele flinke Hände machen bald ein Ende: diejenigen Beutel, die schon in der Heimat — für größere Formationen mit lebhafter Korrespondenz — fertig gepackt und adressiert sind, werden zunächst verteilt, dann die „Sammelbeutel“ geöffnet. Die Briefbunde und einzelnen Briefe fliegen in die mit „Formationsbezeichnungen“ versehenen Sortierfächer, die Päckchen (wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Postpaketen) in die in „Beutelgestellen“ aufgehängten Postfächer, die Zeitungen werden verteilt, und nach einer Stunde ziehen die ersten Ordonnanzen mit den Säcken ab, die so viel Freude, auch manches Leid, jedenfalls ein Stückchen Heimat in sich bergen. Allerdings überwiegt beim Korps-Feldpostamt der nüchtern-sachliche und doch so wichtige „Amtsbrief“ die Privatkorrespondenz, die bei den Divisionspostanstalten (Feldpostexpeditionen) die größere Rolle spielt.

Zum Korps-Postamt, dem die Divisions-Postanstalten unterstellt sind, werden naturgemäß auch viele Sendungen geleitet, die man sonst nicht definieren kann und die der Postmann als „faule Briefe“ bezeichnet, z. B. an den Matrosen-Artilleristen Franz Meier oder Müller beim Marinekorps, der sich vielleicht schließlich als eine dem Postfortierpersonal wohlbekannte „Stabsordonnanz“ entpuppt, und ähnliche „rätselhafte Inschriften“ mehr.

Neben dieser sich mehrmals am Tage wiederholenden Bearbeitung der ankommenden Post (täglich durchschnittlich 170 Sack Briefe und Päckchen, im Gewicht von etwa 3400 Kilogramm) spielt sich in einem anderen Räume die Stempelung, Verteilung und Abfertigung der nach der Heimat gerichteten Briefpost ab (täglich 55 Sack = 1400 Kilogramm), und in einem dritten der Schalterverkehr (Einzahlung von Postanweisungen, Annahme und Ausgabe von Einschreibebriefen, Wertbriefen und Paketen).

Zur Bewältigung dieses Verkehrs und des damit verbundenen Schriftwechsels steht dem Feldpostmeister ein Personal von 21 Köpfen (4 Feldpostsekretäre, 6 Schaffner, 3 Postillione, 2 Kraftwagenführer und 6 Trainfolboten als Pferdewärter, Ordonnanzen und Begleitmannschaften) zur Verfügung. Die Feldpostexpeditionen haben ungefähr das gleiche Personal; ihr Betrieb ist ähnlich wie beim Feldpostamt, einerseits in bezug auf die zu befördernden Mengen der Sendungen umfangreicher, andererseits aber auch einfacher, weil es sich meist um größere, einheitliche Truppenverbände handelt, für die die Post in der Heimat besser vorgeordnet werden kann.

Der ganze hier geschilderte Feldpostapparat ist nur auf Beförderungen von Briefpostsendungen und Dienstpaketen zugeschnitten; die Privatpakete zum und vom Heere sollen durch rein militärische Einrichtungen befördert werden; in der Heimat sind das die Militär-Paketdepots, beim Feldheer die Stappen-Güter- und Paketämter. Die Marine hat für diesen Zweck Sondereinrichtungen geschaffen, die unter Mitwirkung der Feldpost organisiert sind und im Korps-Hauptquartier vom Feldpostamt geleitet werden. Mit dieser Paketpost werden monatlich aus der Heimat 9300 Pakete befördert.

„Indeß deine Stiefmutter und ich augenblicklich fast ohne einen Pfennig. Unser gestriges Zusammentreffen aber nehme ich als einen Wink des Schicksals, daß nunmehr alle Not ein Ende hat. Denn ich kann dir ein Anerbieten machen, durch dessen Annahme mit einem Schlage uns allen geholfen ist.“

Meine Stiefmutter machte eine rasche Bewegung, als ob sie mit einer heftigen Bemerkung dazwischenfahren wollte. Aber sie mußte sich dann doch schnell eines anderen besonnen haben, denn sie lehrte das Gesicht wieder gegen das Fenster und verharrte in ihrem bisherigen Schweigen.

„Und dies Anerbieten“, fragte ich, „es bestünde worin?“

Mein Vater hustete wieder. Er griff nach der vor ihm stehenden Kognakflasche und füllte sich ein Weinglas mit dem stark duftenden Getränk.

„Meine Herren sind noch immer in einem miserablen Zustande“, entschuldigte er sich, „und sie bedürfen hier und da einer kleinen Stimulation. Darf ich dir auch ein Glaschen anbieten, mein Junge?“

Ich lehnte ab, und nachdem er den ganzen Inhalt seines Glases auf einen Zug hinabgestürzt hatte, nahm er das Glas wieder auf.

„So weit sind wir ja über die Arbeiten der Kommission unterrichtet, daß wir die Gegenstände der Beratungen kennen. Und wir wissen auch, daß der Mobilisierungsplan im großen und ganzen fertiggestellt ist. Er ist dir selbstverständlich bekannt.“

„Gewiß.“

„In allen Einzelheiten, meine ich. Denn gerade die Einzelheiten sind es, auf die es meinen Auftraggebern ankommt.“

„Es gibt kein Detail, das nicht durch meine Hände gegangen wäre.“

Er betupfte seine Stirn, auf der große Schweißtropfen perlt, mit dem Taschentuche. Auf seinen Wangen brannten tieferrote Flecken, und in seinen Augen war ein fast unheimliches Glitzern.

„Du mußt dir selbst sagen, mein Junge, daß solche Dinge auf die Dauer ohnehin nicht geheimbleiben können. Hier und da flücht mit der Zeit immer etwas durch, und die Böcher, die ein solches Durchsickern gestatten, werden nach und nach immer größer. Es kommt also schließlich nur darauf an, wer klug genug ist, als der erste das Fett von der Suppe abzuschöpfen. Denn der Erste kann selbst-

Daß unsere Truppen zum nicht unbeträchtlichen Teil ihre Verpflegung aus dem „Postfach“ und dessen Liebesgabenpäckchen empfangen, ist bekannt. Deshalb soll auch nichts gegen eine noch so große Menge Sendungen dieser Art gesagt werden. — Die Feldpost bringt sie schon vor, wenn es nur irgendwie zu ermöglichen ist. Sinnlos aber, die Hauptaufgabe der Post ungemein erschwerend und damit wichtige Interessen unserer Soldaten geradezu schädigend ist die trotz aller Ermahnung noch immer wahrzunehmende zweite und öde Briefschreiberei. Hier muß sich jeder sagen, daß nur solche Schreiben zur Front gehen sollten, die dem Empfänger wirklich Freude und Nutzen bringen. Keiner sollte denken, daß es gerade an seine „Briefkarte“ nicht antomme; die Masse solcher überflüssigen Sendungen ist leider noch allzu groß.

Wären die vorstehenden Schilderungen das Ihrige dazu beitragen, das Verständnis für das segensreiche Wirken unserer wackeren Feldpostleute auch daheim zu verallgemeinern — über das törichte Gerede vom angeblichen „Verfall“ der Feldpost ist ja längst jeder Einseitige zur Tagesordnung übergegangen.

Der Krieg.

Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 21. Dezember. (WZ. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von Hulluch nahm eine deutsche Abteilung eine englische Sappe und wehrte einen nächtlichen Gegenangriff ab.

Auf vielen Stellen der Front lebhafteste Artilleriekämpfe. Keine Ereignisse von Bedeutung.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember hatte eine vorgeschobene russische Abteilung das nahe vor unserer Front liegende Gehöft Delski (nicht südöstlich von Wibsy) besetzt; sie wurde gestern wieder vertrieben. Südlich des Wygonowskoje-Sees und bei Rosciuchnowa (nordwestlich von Gzartorsk) wurden feindliche Erkundigungsabteilungen abgewiesen.

Balkankriegsschauplatz.

Die Lage ist im allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Zu Weihnachten 1915.

Zum zweitenmal soll es Weihnacht werden,
Und ringsum Kriegsgefahr auf Erden,
Und ringsum Tränen und Not und Leid,
Und dennoch heiß's: Seltige Weihnachtszeit.
Und dennoch will heller Weihnachtschein
In unsre dunklen Herzen hinein.
Und dennoch, ist auch verdunkelt der Blick,
Sich strahlen uns stilles Weihnachtsglück.
Das hätte wohl keiner gedacht nur im Traum,
Daß zum zweitenmal brennt uns der Weihnachtsbaum,
Und der schreckliche Krieg ist noch immer nicht aus.
Doch heißt es in Stille zu hoffen, nicht zagen
Und gläubig getrost die Last weitertragen;
Es soll uns ja doch diese schwere Zeit
Nur helfen und fördern zur Ewigkeit,
Daß unser Herz soll erfüllt werden ganz
Von seligem, frohlichem Weihnachtsglanz.

Magdalene Handtmann.

Gedenket der hungernden Vögel!

verständlich auf die beste Bezahlung rechnen. — Was hältst du von vierzigtausend Rubeln, mein Junge?

„Vierzigtausend Rubel sind eine sehr große Summe.“

„Es verlohnt schon, sie zu teilen, nicht wahr?“

„Und ich kenne einen Weg, dazu zu gelangen. Ohne Schwierigkeiten und ohne Gefahr. Ich würde es auf mich nehmen, alles zu arrangieren. Du hättest nichts anderes dabei zu tun, als mir die Aufzeichnungen zu übergeben.“

„Ich werde mir das Anerbieten überlegen.“

„Er lehnte sich in die Polster zurück.“

„Was ist dabei zu überlegen? Wo sich solche Chancen bieten, muß man ohne Zögern zugreifen. Denn es sind genug andere da, die begierig auf eine so günstige Gelegenheit warten.“

„Damit hätte es in unserem Falle wohl keine Not. Denn außer den Mitgliedern der Kommission ist niemand in die Geheimnisse der Beratungen eingeweiht als ich.“

„Aber meine Auftraggeber könnten anderen Sinnes werden. Ich habe dir schon gesagt, daß es im Grunde ein offener Wahnsinn ist, derartige Summen für Informationen von so zweifelhaftem Werte zu zahlen. Solche Torheiten muß man zur rechten Zeit ausnützen, oder die schönen Aussichten zerfallen möglicherweise in nichts. Hier kommt alles darauf an, rasche Entschlüsse zu fassen.“

„Ich schob meine Hand in die Brusttasche und brachte ein Konvolut von Papieren zum Vorschein.“

„Und wenn ich meinen Entschluß bereits gefaßt hätte, ehe ich hierherkam?“

„Eine furchtbare Erregung schien sich seiner zu bemächtigen. Wierig streckte er seine Hand nach den Papieren aus, aber noch hielt er sie fest zwischen den Fingern und wich um einen Schritt zurück. In der nächsten Sekunde stand sein Weib zwischen ihm und mir. Sie hatte einen kleinen Entschlußschrei ausgestoßen, und auch in ihren Augen spiegelte sich deutlich das Entsetzen, als sie mich mit ausgestrecktem Arm zurückdrängte.“

„Georg, sind Sie von Sinnen?“ rief sie mir zu.

„Auf meines Vaters Stirn schwellen die Adern. Aber sein Erschauern schien vor der Hand fast noch größer als sein Zorn.“

„Was soll das heißen, Luisa? Warum mischt du dich jetzt mit einem Mal in unsere Angelegenheiten, nachdem du so lange geschwiegen? Gib mir die Aufzeichnungen, mein Sohn!“

„Rein, er soll sie dir nicht geben.“ schrie sie, „er soll nicht und er wird nicht. Haben Sie denn alle Leberlegung verloren, Georg? Wollen Sie sich um einer armseligen Geldsumme willen Ihre ganze Zukunft ruinieren?“

„Ich verstehe Sie nicht.“ sagte ich, meine Rolle mit Standhaftigkeit festhaltend. „Sollten Sie jetzt nicht mehr wünschen, daß ich gemeinliche Sache mit Ihnen mache?“

„Gemeinliche Sache mit uns? — Nein, bei Gott, das sollen Sie nicht! — Wollen Sie doch auf Ihren Vater, der ein Ausgestoßener und Geächteter war sein ganzes Leben lang! Wollen Sie, daß sein Schicksal auch das Ihrige sei? Wollen Sie verurteilt sein, auch vor dem Vermissten und Behten Ihrer Landsleute die Augen niederzuschlagen zu müssen? Wollen Sie gehen und flüchtig von Land zu Land irren wie ein verfolgter Dieb? Nein, lieber möchte ich Sie tot hier zu meinen Füßen sehen als in Gemeinlichkeit mit uns!“

„Verdammte Märrin!“ fuhr mein Vater auf. „Möchte nicht auf das, was sie spricht, Georg! — Vierzigtausend Rubel! — Ich wiederhole es. — Ich werde Sorge tragen, daß sie dir bis auf den letzten Pfennig gezahlt werden. Und außer uns dreien wird nie eine Menschenseele davon erfahren.“

„Er machte einen Versuch, seine Frau beiseite zu schieben, und eine wilde Drohung war in dem Blick, den er ihr zuwarf. Aber sie legte ihre beiden Hände auf meine Schultern und sagte furchtlos:“

„Georg — ich kann noch immer nicht glauben, daß Sie im Ernst alle Ihre bisherigen Grundzüge verleugnen wollten, um eine so törichte Handlung zu begehen. Aber auch wenn dies nicht Ihre Absicht gewesen ist, sollen Sie jetzt gehen. Besser, Sie wären niemals gekommen!“

„Ich bin überzeugt, daß mein Vater sich auf sie geworfen und sie geschlagen haben würde, wenn meine Gegenwart ihn nicht daran gehindert hätte. Er war dunkelrot vor Wut, und es trug sicherlich nicht dazu bei, ihn zu beruhigen, daß er abermals ein großes Glas Cognac hinunterstürzte.“

„Ich danke Ihnen für die Warnung.“ sagte ich. „Aber ich glaube nicht, daß diese Papiere vierzigtausend Rubel wert gewesen wären. Und ich bin nicht deswegen gekommen, sondern um Ihnen eine Botschaft des Fürsten Potesi auszurichten.“

„Sie sah mich betroffen und verständnislos an.“

„Eine Botschaft des Fürsten Potesi? — Eine Botschaft für mich?“

„Jawohl! Seine Durchlaucht hat den dringenden Wunsch, Sie zu sprechen. Er läßt Sie bitten, sich noch an dem heutigen Nachmittag — am liebsten gleich auf der Stelle — zu ihm zu bemühen.“

„Raten Sie mir, dieser Aufforderung zu entsprechen?“ fragte sie mit einem Blick, der inständig um Beistand zu bitten schien. „Ich begreife nicht, was er von mir begehren kann. Ich habe ihn nie in meinem Leben gesehen.“

„Ich begreife seinen Wunsch nicht besser als Sie. Er gab mir einen Auftrag, und ich habe ihn ausgerichtet. Das ist alles, was ich in dieser Angelegenheit zu sagen vermag.“

„Ich kann noch nicht versprechen, ob ich kommen werde. Wenn Sie mir nicht raten können oder wollen, muß ich wohl mit mir selber zu Rate gehen, ehe ich mich entschließe.“

„Länger vermochte mein Vater nicht an sich zu halten. Er stieß sie beiseite und suchte meine Hand zu ergreifen.“

„Was sollen alle diese Rarheiten! — Komm, mein Junge, setz dich hierher zu mir, und laß uns in Ruhe über unser Geschäft reden!“

Da war ich mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende. Und die Erregung des Augenblicks ließ mich meinen Vorgesetzten vergessen, unter allen Umständen Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen und nichts mehr von Ihnen zu hören.“ rief ich. „Ist es Ihnen noch nicht genug daran, daß Sie Ihr Leben verdorben und einen düsteren Schatten auf das meine geworfen haben? Wollen Sie mich durchaus ganz und gar niederziehen in den Sumpf der Schande?“

„Ich — ich verstehe dich nicht.“ murmelte er bestürzt. Und gleich darauf sah ich, wie sein Gesicht gleichsam erscharrt in einer Grimasse des Schreckens. Auch mir aber glitten die Papiere, deren er sich vorhin vergebens zu bemächtigen versucht hatte, aus den plötzlich kraftlos gewordenen Fingern; denn ohne daß vorher geklopft worden wäre, hatte sich in diesem Moment die Tür des Zimmers geöffnet, und in seiner ganzen imponierenden Größe stand der Oberst Joan Zuglo auf der Schwelle.

Lokales und Provinzielles.

★ Herborn, 22. Dezember. Unsere Stadt steht unter dem Zeichen der Weihnacht, und das vielfältige Leben unserer Gemeinde bringt es mit sich, daß verschiedene Feiern abgehalten werden. Den Anfang machte der Jungfrauenverein, der am Sonntagabend in schöner und erhebender Weise sein Weihnachtsfest beging. Der Krieg, der in so vielen Beziehungen umgestaltend gewirkt hat, hat auch in der herkömmlichen Art dieser Feiern eine Veränderung hervorgerufen. Früher waren es die Mädchen, die mit Geschenken erfreut wurden, jetzt waren die Mädchen die Gebenden, und manches Kriegerkind dürfte dankbar dessen gedenken. Gesänge und Gedichtvorträge wechselten in schöner Weise ab und legten ein gutes Zeugnis ab für die sorgfältige Vorbereitung seitens der Veranstalter. Die Ansprache, die Herr Dekan Professor Haußen über die Lösung dieses Tages hielt, schloß mit dem Wunsche, daß der Jungfrauenverein, der zuerst das Weihnachtsfest beging, auch in der Nachfolge dessen, dessen Geburtstag er feierte, an erster Stelle stehen möge.

Am Montag Nachmittag hatten die Kleinen aus der Kinderschule ihre Weihnachtsfeier. Es war für jeden Kinderfreund ein herzerquickender Anblick, als diese etwa 100 kleinen Leuchten Hand in Hand in den großen Saal des Vereinshauses traten. Schon vor ihrem Eintritt hörten die Anwesenden leise das Lied erklingen: „Ihr Kinderlein kommet!“ Nun kamen unsere Kleinen selbst — und hell erglänzten ihre Augen, als sie den Weihnachtsbaum mit seinen vielen Lichtern sahen. Noch war der Tisch mit Geschenken mit einem Tuche bedeckt — erste Schade! Die Feier begann. Es war allerliebst, als die Kleinen ihre Gedichtchen aufgaben, ihre Lieder sangen und in heller Fröhlichkeit die Fragen ihrer Lehrerin beantworteten. Eine kurze Ansprache hielt Herr Dekan Professor Haußen; die Feier endete mit der Bescherung. Das verblühende Tuch fiel, und nun wurde das Bild kriegerisch. Mit Helm, Tornister, Trommel, Säbel zogen unsere Jungen, mit Puppen die Mädchen ab; außerdem erhielt jedes Kind einen Beutel, dessen ansehnliche Fülle noch manches Gute ahnen ließ. Die anstrengende Vorbereitungstätigkeit von Fel. Dahl schen fand die reiche Anerkennung aller Anwesenden.

Eine Feier ganz besonderer Natur fand gestern Abend im Vereinshaus statt, eine Feier, die es verdient, in der Geschichte Herborns mit großen Buchstaben geschrieben zu werden. Es war die Feier des Rekruten-Depots. Anwesend waren die Herren Offiziere mit ihren 310 Soldaten, Herr Dekan Professor Haußen als Anreger und Leiter der Feier, und Herr Bürgermeister Birkendahl als Vertreter des Magistrats und der Stadt. Das Programm mit seinen 18 Nummern war sehr reichhaltig. Die Feier begann mit dem gemeinsamen Liede: „Großer Gott, wir loben dich“, das vielen Soldaten aus Feldgottesdiensten vertraut war. Dann folgten in entsprechender Reihe: Vortrag für Harmonium und Geige (Herr Lehrer Kopp — Herr Gerichtsschreiber Cnrim), Gedichtvorträge, verschiedene mehrstimmige Lieder des Soldatengesangs, der im Verhältnis zu der kurzen Zeit der Ausbildung Hervorragendes leistete ein Duett (Frau Kopp — Fräulein A. Kopp) und zwei Lieder der Kinderchöre, deren Einübung Herr Lehrer Bellen in anerkennenswerter Weise übernommen hatte. Besondere Freude machten den Soldaten verschiedene Kinder aus der Kleinkinderschule mit dem Auffagen ihrer Gedichtchen. Als sie endlich mit den gemeinsamen Worten schlossen: „Herr, schenke uns ein Wiedersehen!“ — Da brach, wie nach jeder Nummer des Programms, so besonders hier lauter Beifall aus. Tiefen Eindruck machte neben verschiedenen anderen Gedichten ein Gedicht: „Doch Weihnachten!“ Manche Tränen rollten in den Bart, als die Weihnachtsfeier einer Mutter mit ihren Kindern geschildert wurde, deren Gatte und Vater weit draußen in feindlicher Erde ruht. Zum Schluß ergriß Herr Dekan Professor Haußen das Wort zu einer kernigen, packenden Ansprache. Es waren Worte über den deutschen Mann, am deutschen Weihnachtsfest zu deutschen Männern und Soldaten gesprochen — und sie drangen ins Herz, wie sie aus tiefstem Herzen kamen. Worin ruht des Deutschen

Mannes Kraft, die jetzt alle Welt bewundert? In der Liebe zur Familie, im Göttervertrauen, in der Gemeinschaft mit dem, an dessen Krippe wir heute stehen! Dann sprach Herr Hauptmann Sommermeyer den Anregern des Festes herzlichen Dank aus; auch allen Mitwirkenden sagte der Herr Hauptmann Dank. Soweit ihn nicht die Soldaten selbst, einem unwiderstehlichen Drang nachgebend, schon kundgegeben hatten, Besondere Dankesworte richtete der Herr Hauptmann an Herrn Bürgermeister Birkendahl für die tatkräftige Hilfe bei dem Zustandekommen der Feier und an alle, die in hochherziger Weise ihre Hände zum Geben geöffnet hatten. Große Anerkennung verdient auch der kameradschaftliche Geist des Depots selbst, der in reichen Spenden der Soldaten füreinander zum Ausdruck kam. Die Worte des Hauptmanns: „Was unsere Brüder draußen erworben, das wollen wir schützen und bewahren“ wurde zum Gelübde in dem dreifachen donnernden Hurra auf unseren allverehrten Kaiser, das deutsche Heer und das deutsche Volk. Wer dieses Hurra gehört hat, diesen Ruf aus über 300 deutschen Männerkehlen, der versteht es, daß der Schlachtruf der Deutschen die Furcht unserer Feinde ist. Jeder der Soldaten fand auf seinem Platte Gaben, wie sie den Wünschen und Bedürfnissen der Einzelnen entsprachen. Die Feier klang aus in dem gemeinsamen Gesange des letzten Verses aus dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich.“ Die Feier an sich läßt sich nicht gut schildern — man muß sie erlebt haben, um sie ganz zu verstehen und zu fassen. Es schwebte etwas Eigenes über dem Ganzen, eine Wärme, ein Ahnen des Unendlichen, des Mächtigen, der unser aller Geschicke in der Hand hält — es war ein deutsches Weihnachtsfest; das sagt alles.

— **Beschlagnahme von Wolfram und Chrom.** Durch Bekanntmachung Nr. M. 6172/2. 15. R. R. A. vom 15. März 1915 waren bisher Vorräte an Wolfram, Chrom, Molybdän, Vanadium und Mangan meldepflichtig. Dagegen war eine Beschlagnahme dieser Metalle in der Bekanntmachung nicht ausgesprochen. Eine solche Beschlagnahme erfolgt jetzt durch die Bekanntmachung Nr. M. 15/12. 15. R. R. A. vom 15. Dezember 1915 für Wolfram und Chrom, jedoch lediglich für die Klassen 22, 24, 27, 28 und 31 der Bekanntmachung M. 6172/2. 15. R. R. A. Betroffen von der neuen Verordnung werden nach § 3 nur solche Personen, Firmen usw., die bereits nach § 2 der Verordnung M. 6172/2. 15. R. R. A. zur Bestandsmeldung verpflichtet waren. Die Beschlagnahme kennzeichnet sich auch in diesem Falle lediglich als eine Verfügungsbeschränkung, deren nähere Einzelheiten in § 5 der neuen Verordnung ausführlich dargelegt sind. Für das unmittelbar als Zusatz zum Stahlbad verwendbare Material der Wolframklassen 23, 24 und 27 wird im § 6 der Verordnung ein Höchstpreis von 35 Mk. für je 1 kg Wolframgehalt bei Verzählung frei Werk des Wertgegenstandes festgesetzt. Die Verordnung wird in der üblichen Weise durch Anschlag, Veröffentlichung in amtlichen Zeitungen und Tagesblättern zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Ein sorgfältiges Studium des Wortlauts ist im Hinblick auf den nicht einfachen Inhalt der Vorschriften für alle betroffenen Personen und Firmen unerlässlich.

* **Büdingen, 21. Dez.** Daß noch viel Gold im Lande steckt, bewies wieder ein Bauer eines Nachbardorfes, der dieser Tage bei einer hiesigen Kasse 1000 Mark in Gold einzahlte.

* **Königsstein, 21. Dez.** Im Höchster Frühzuge fand heute ein Arbeiter in einem Abteil dritter Klasse 100 Mark in Gold. Er lieferte den Fund dem hiesigen Stationsvorsteher ab. Der Verlierer hat sich noch nicht gemeldet.

* **Büdingen, 21. Dez.** Seit längerer Zeit wurde die Einwohnerschaft durch nächtliche Ruhestörungen arg belästigt. Es wurden Fenster eingeworfen, Zäune eingerissen, Türen zertrümmert. In der letzten Nacht gelang es nun, die Röhlinge in 3 Jungen Wurschen zu erwischen und festzunehmen.

* **Frankfurt a. M., 21. Dez.** Der fünfzigjährige Orgelbauer Wilhelm Steinmeyer erlitt bei der Herstellung der Orgel in der Nikolaikirche einen Schlaganfall, dem er nach kurzer Zeit in der Wohnung des Pfarrers erlag.

„Eine Botschaft des Fürsten Potesi? — Eine Botschaft für mich?“

„Jawohl! Seine Durchlaucht hat den dringenden Wunsch, Sie zu sprechen. Er läßt Sie bitten, sich noch an dem heutigen Nachmittag — am liebsten gleich auf der Stelle — zu ihm zu bemühen.“

„Raten Sie mir, dieser Aufforderung zu entsprechen?“

fragte sie mit einem Blick, der inständig um Beistand zu bitten schien. „Ich begreife nicht, was er von mir begehren kann. Ich habe ihn nie in meinem Leben gesehen.“

„Ich begreife seinen Wunsch nicht besser als Sie. Er gab mir einen Auftrag, und ich habe ihn ausgerichtet. Das ist alles, was ich in dieser Angelegenheit zu sagen vermag.“

„Ich kann noch nicht versprechen, ob ich kommen werde. Wenn Sie mir nicht raten können oder wollen, muß ich wohl mit mir selber zu Rate gehen, ehe ich mich entschließe.“

„Länger vermochte mein Vater nicht an sich zu halten. Er stieß sie beiseite und suchte meine Hand zu ergreifen.“

„Was sollen alle diese Rarheiten! — Komm, mein Junge, setz dich hierher zu mir, und laß uns in Ruhe über unser Geschäft reden!“

Da war ich mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende. Und die Erregung des Augenblicks ließ mich meinen Vorgesetzten vergessen, unter allen Umständen Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen und nichts mehr von Ihnen zu hören.“ rief ich. „Ist es Ihnen noch nicht genug daran, daß Sie Ihr Leben verdorben und einen düsteren Schatten auf das meine geworfen haben? Wollen Sie mich durchaus ganz und gar niederziehen in den Sumpf der Schande?“

„Ich — ich verstehe dich nicht.“ murmelte er bestürzt. Und gleich darauf sah ich, wie sein Gesicht gleichsam erscharrt in einer Grimasse des Schreckens. Auch mir aber glitten die Papiere, deren er sich vorhin vergebens zu bemächtigen versucht hatte, aus den plötzlich kraftlos gewordenen Fingern; denn ohne daß vorher geklopft worden wäre, hatte sich in diesem Moment die Tür des Zimmers geöffnet, und in seiner ganzen imponierenden Größe stand der Oberst Joan Zuglo auf der Schwelle.

Ein gestörtes Hochzeitsmahl.

Humoristische Erzählung von Schwester V. Bent.

(Nachdruck verboten.)

I.
Mlle Komtesse J. hatte wieder einmal ihre Magenbeschwerden! Das sagte mir das lebenswürdige Schreiben ihrer gräßlichen Tante. Für mich bedeutete dies, daß meine Hoffnung auf ein paar ruhige Tage der Erholung von meiner letzten, recht anstrengenden Pflege zu Wasser geworden war.

Nun, allzu schlimm konnte es auch nicht werden, tröstete ich mich bald; denn aus Erfahrung wußte ich, daß das Leiden der jugendlichen Patientin überhaupt nicht derart war, daß sie einer Pflegerin vom Roten Kreuz bedürft hätte. Es kam ihr wohl auch, wie bei früheren Gelegenheiten, mehr darauf an, ständig eine Gesellschaft um sich zu haben, die ihr die Langeweile vom Krankenlager schenkte, als eine Pflegerin, welche die geringfügigen Schmerzen linderte. Ueberdies besaß sie die nötigen Mittel, daß sie sich jeden Luxus gestatten konnte, warum sollte sie sich also eine Pflegerin verlangen, wenn sie sie nötig zu haben glaubte? Jedenfalls gab es für mich kein langes Besinnen, ich schnürte mein Bündel und machte mich auf den Weg zu der reizend gelegenen Besitzung der Gräfin B. auf B.

Gegen Abend kam ich auf Schloß B. an, das mitten in einem prächtigen Buchenwald gelegen ist. Erquickende Kühle umfing mich in den schattigen Alleen, und Frau Nachtigall stimmte eben ihre ersten Abendlieder an, als ich meinen Einzug hielt. Ueberaus freundlich wie immer wurde ich von Gräfin B. empfangen und alsbald zu meiner Kranken geleitet.

Komtesse J., eine stattliche, vornehme Erscheinung, ruhte auf einem Stuhl; wohl erschien mir ihr reizendes Gesicht, das von einer Fülle schwarzen Haars umrahmt war, etwas blässer wie früher, aber sonst war ihr von einer ernstlichen Erkrankung nichts anzumerken. Lustig und fast fast strahlten mir die dunklen Augen der Dame entgegen, als sie mir den Willkommensgruß bot und ihrer Freude Ausdruck gab, daß ich so rasch ihrem Aufgebot sei.

Die Komtesse hatte frühzeitig ihre Eltern verloren, und seitdem hatte sie bei ihrer lebenswürdigen Tante, der Gräfin B., deren Ehe kinderlos geblieben war, ein neues Heim gefunden. Seit einem halben Jahre war sie mit einem Leutnant aus der benachbarten Garnisonstadt verlobt, und in wenig Wochen sollte nun die Hochzeit gefeiert werden. Die mit solchem Ereignis in Verbindung stehenden mancherlei Aufregungen, der Mergel und Verdruß mit Schneiderinnen und Handwerkern aller Art, mannigfache Reisen in die Reichshauptstadt und dergleichen waren wohl der Komtesse zuviel geworden und hatten zu der geringfügigen Unpäßlichkeit geführt, um derenwillen ich nach Schloß B. gerufen worden war.

Wie ich vorausgesehen, war das Leiden der Kranken in wenigen Tagen völlig beseitigt. Und wieder strahlte die Komtesse in frohem Zutrauen und ließ ihrem Liebermut die Zügel schießen, wie es nur eine glückliche Braut getan, an die noch nie die Spur einer ernstlichen Sorge herantrat. Trotzdem wurde ich nicht sofort nach der Genesung in Gnaden entlassen, sondern gebeten, meine Zeit auch fernherhin der Komtesse zu widmen. Natürlich tat ich das von Herzen gern, und so war es mir vergönnt, eine Reihe wahrhaft idyllischer Tage und Wochen auf Schloß B. zu verleben. Mit Entzücken denke ich noch immer an die idyllischen Abende in der ländlich friedlichen Stille zurück. Dann sah man wohl nach dem Abendbrot auf der großen, mit Treibhauspflanzen umstellten Terrasse. Die Windlichter wurden angezündet, und hoch oben am dunkelschwarzen Firmament schwamm silbern der Mond durch den Aether. Ringsum aber erklang ein geheimnisvolles Flüstern und Rauschen, in den Wipfeln der Bäume rauschte es leise, und es schien mir, als wehe Gottes Odem durch die Natur. Kurz es war unbeschreiblich schön und feierlich, als habe ein Stüt Himmelsfrieden sich auf die untrübvolle Erde gesenkt. Dann aber zerfiel plötzlich die Prosa des Alltags den Abendstunden, wenn vom Schloßthor her das Quaken der Frösche durch die Stille der Nacht erklang.

So verrann mir wie im Fluge eine Woche nach der anderen: Angenehm unterbrochen wurde die friedvolle Stille auf Schloß B. jeden Sonnabend durch gemeinsame Fahrt in die Garnisonstadt: Dort holten wir den sehnsüchtigen seiner Braut harrenden Bräutigam der Komtesse ab, damit er, nicht selten mit einer Reihe von Kameraden, den Sonntag auf Schloß B. verbringe.

35. Kapitel.

„Wie es scheint, komme ich nicht sehr gelegen,“ sagte der Oberst mit schneidendem Hohn. „Eine rührende Familiengeschichte unter dem Titel „Der wiedergefundene Sohn“ — wahr?“

Die einzige, die in diesem Augenblick furchtbarer Ueberbahrung ihre Fassung bewahrt hatte, war offenbar meine Stiefmutter. Totenbleich, aber mit eisiger Kälte, wandte sie sich dem Ankömmling zu:

„Eine Familiengeschichte, bei der man auf ungeborene Zukunft allerdings nicht gerechnet hatte, Herr Oberst!“

„Sie werden bald noch andere ungeborene Gäste erleben, wie ich hoffe,“ lachte er sarkastisch. „Sie haben nicht daran getan, meine Warnung in den Wind zu schlagen, Lazar!“

Die Worte waren an meinen Vater gerichtet; aber ich zweifelte, daß er sie auch nur vernahm, denn er hatte das Aussehen eines Menschen, der unmittelbar vor dem völligen Zusammenbruch steht. Seine bläulich verbluteten Lippen bewegten sich unaufhörlich, ohne daß er einen einzigen vernünftigen Laut hervorgebracht hätte, und er zitterte am ganzen Leibe. Sein Anblick war warnungswürdig; aber in den Zügen des Obersten war nichts von Mitleid zu lesen.

Als Sie die Freiheit hatten, in Ihr schmöde verlorenes Vaterland zurückzukehren, schickten Sie Ihren kranken Helfershelfer aus, um Ihren Sohn zu sich heranzulocken. Ich fing den Menschen ab und verhinderte das Gelingen seiner Mission. Dann machte ich Sie in der Gasse ausfindig und erklärte Ihnen, daß ich nur um Ihres Sohnes willen darauf Verzicht leiste. Sie der verdammten Gerechtigkeit zu überliefern. Aber ich fügte hinzu, daß der erste Versuch, sich brieflich oder persönlich mit Ihrem Sohne in Verbindung zu setzen, Ihr Verhängnis besiegeln würde. Es war eine unzweideutige Warnung. Und es stand bei Ihnen, sie zu beherzigen. Sie es nicht getan haben, mögen Sie nun auch die Folgen einzig sich selbst zuschreiben. Ich bedaure, Madame, nun wahrscheinlich auch Sie unter diesen Folgen zu leiden haben werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Unmittelbar nach Schluß der Herbstmonat sollte die Hochzeit stattfinden. Nur vierzehn Tage trennten uns noch von dem Termin. Nun galt es, mit Ernst das Fest zu rüsten und vor allem die leblichen Genüsse vorzubereiten, mit denen man die zahlreichen Hochzeitsgäste zu bewirten gedachte. Zu dem Zwecke verschrieb sich Gräfin B. eine — wie sie sagte — „Küchenkapazität“ aus der Reichshauptstadt. Acht Tage vor der Hochzeit erschien diese in Gestalt eines bläsausschlagenden, aber sehr lebhaften auftretenden Jünglings, der — das sah man sofort — über den unschätzbaren Wert seiner Persönlichkeit durchaus nicht im klaren war. Kunstvoll gebrannte Locken schmückten sein geistvolles Haupt, den Mund zierte ein fest nach oben gezogener Schnurrbart. Die schmachtige Gestalt steckte in dem modernsten Dandypanzug, den man sich denken kann, und selbstverständlich fehlten elegante Lackstiefel nicht. Mit äußerster Zungenfertigkeit versicherte er der Gräfin, daß unter allen neueren Küchenfürsten er einer der gelehrtesten und vollkommensten sei. Er gedachte auch auf Schloß B. mit seiner Kunst Ehre einzulegen.

Mit vielversprechendem Eifer begab er sich denn auch sofort an sein Werk, nachdem er sich mit blendendweißer Küchenkleidung gekleidet hatte. Natürlich versäumte er nicht, sich dem weiblichen Küchenpersonal gegenüber als angenehmer Schwerenöter aufzuspiegeln, und erwarb sich bei diesem denn auch bald den Ehrentitel „der schöne Heinrich“. Zunächst galt es, um die endgültige Speisefolge festzustellen, eine Reihe von Probegerichten herzustellen und die zahlreichen Sorten, Essspeisen usw. fertigzumachen. Alles ging nach Wunsch. Die Rezepte des „schönen Heinrich“ fanden Anklang, und so konnte Gräfin B. sich der Zuversicht hingeben, daß das Hochzeitsfest auch nach der kulinarischen Seite hin einen glänzenden Verlauf nehmen werde.

So nahte der Hochzeitstag. Ich stand vor der Freitreppe des Schloßes, das wir prächtig mit Grün und herrlichen Blumen geschmückt hatten. Noch einmal überhaute ich unser Werk; wie ein Märchenschloß erschien mir das Gebäude, das eine glückliche Braut herbeiriefte. In leuchtenden Farben strahlte die aufgehende Sonne zurück aus den Laubtöpfen, die in dem frischem Eichen- und Tannengrün der Gärten hingen.

Programmgemäß nahm nunmehr der festliche Tag seinen Anfang. Fröhliche Sänger hatte der glückliche Bräutigam gelandt, um die holde Braut durch Liedertöne aus dem Schummer wecken zu lassen.

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ stimmten sie zunächst an, um sich dann direkt bittend an die Braut zu wenden mit dem netzlichen Liede: „Bei allem, was da reizend ist, du holde Maid, wach auf.“ Weitere Ständchen folgten, und schließlich fand die feierliche Trauung in der kleinen Dorfkirche statt, die die zahlreichen Hochzeitsgäste kaum zu fassen vermochte.

In fröhlichster Stimmung kehrten wir aus der Kirche in das Hochzeitshaus zurück. Dort wurden wir indes mit der Schreckensbotschaft empfangen, der „schöne Heinrich“ sei spurlos verschwunden. Alle Kümlichkeiten vom Keller bis in die Bodenstammern habe man, so versicherte ein Lakai, nach ihm durchsucht, nirgends aber habe man eine Spur von ihm gefunden.

Mit Windeseile verbreitete sich diese Nachricht unter den Gästen. Einige lachten wohl, andere wieder nahmen die Sache ernst, so sogar das Wort „Selbstmord“ wurde hörbar.

Doch für die Frau des Hauses blieb nicht lange Zeit zum Nachdenken. Kurz entschlossen, die lange Seidenschlepp über den Arm gerast, betritt sie den Küchenraum. Ihrem Beispiel folgten andere Damen, und in wenigen Augenblicken bot sich den Zuschauern ein seltsamer Anblick dar. Mitten unter einer Schar freiwilliger Helfer und Helferinnen junger Damen in bunter Pracht, Kammerjungen, Stallungen in knallroten Röcken stand Gräfin B. wie ein Feldherr und suchte Ordnung in das Chaos zu bringen.

Natürlich hatte die junge Männerwelt die Komik der Situation sofort völlig erfaßt und versuchte durch scheinbare Hilfeleistung den Wirrwarr nach Kräften zu verstärken. Ein junger Offizier zog sich sogar den frischen Küchenstaat an, den der „schöne Heinrich“ sich für sein Tagewerk zurechtgelegt hatte, und suchte den Verschwundenen möglichst getreu zu kopieren. Stürmische Heiterkeit lohnte ihn für dieses Unternehmen. Lächelnd sah die Hausherrin diesem fröhlichen Treiben einige Zeit zu, dann aber schied sie entschlossen die brauchbaren Helfer von den unbrauchbaren und beförderte die letzteren aus den geheiligten Räumen der Küche.

Glücklicherweise hatte es der „schöne Heinrich“ an einer gründlichen Vorbereitung der Gerichte nicht fehlen lassen, und so galt es, überall nur noch die letzte Hand anzulegen. Schnell wurden Braten um Braten in die mächtige Röhre geschoben, auf dem Herde dampfte und brodelte es, allerhand liebliche Gerüche verbreiteten sich, und dank der vielen fleißigen Hände gelang es, das Werk des „schönen Heinrich“ in überraschend kurzer Zeit zu gutem Ende zu führen.

Das Hochzeitsmahl mit Hindernissen wurde allerseits mit vorzüglichem Appetit eingenommen, gute Weine sorgten für eine fröhliche Stimmung, Trinksprüche, allerhand scherzhafte Gedichte kamen zum Vortrag, die vorausgesehene Störung war längst vergessen.

Da erschien plötzlich der Leutnant von vorn, noch immer in weissem Küchenstaat, im Rahmen der Saaltür und wand sich schler vor Lachen. „Hat ihn schon, hat ihn schon“, sprudelte er schließlich in übermütiger Weinsprache hervor. „Was hat, wer hat?“ tönte es ihm sofort von allen Seiten entgegen. Aber er antwortete nicht, sondern winkte nur, ihm zu folgen. Sofort war der Speisesaal leer, paarweise, mit voranreitender Russe, folgten die Hochzeitsgäste ihrem winkenden Führer.

Zehn Minuten vom Dominum entfernt besaß die Gräfin eine Spiritusbrennerei. Einer der großen Kessel war schadhaft geworden; man hatte ihn zum Ausbessern auf eine nahe Wiese gerollt, und dort hatte er nun seines weiteren Schicksals. Als die Hochzeitsgäste ankamen, wichen die Männer, welche den Kessel neugierig umstanden, zur Seite, und nun erblickte man mitten drin „im Fröh“, schnarrend und wirklich lieblich anzuschauen, den „schönen Heinrich“. Mit dem rechten Arm umklammerte er, sie fest ans Herz drückend, eine Flasche Curaçao; eine zweite Flasche, die Kognak enthielt, hatte, lag leer zu seinen Füßen. Nun war das Rätsel gelöst. Im irgendeinen Kummer zu ertrinken, hatte der „schöne Heinrich“ zu tief in die Flaschen geschaut. Gerüttelt und geschüttelt hat man nun den armen Heinrich, aber erst der Strahl eines Gartenschlauchs schenkte wieder Leben in seine Glieder zu bringen. Ein kräftiges Niesen kündigte sein Erwachen an, dann aber vernahm man wie aus Grabestiefe die Worte: „Ist ja so finster hier, gehen Sie mir doch gefälligst aus der Sonne!“

Wie dieser moderne Diogenes dann später aus der sonderbaren Behauptung wieder an das Tageslicht kam, blieb unbekannt. Nur soviel steht fest, daß keiner mehr den „schönen Heinrich“ zu Gesicht bekam; fort war er, spurlos und diesmal für immer verschwunden. „Schade“, meinte einige Tage später einer der Hochzeitsgäste, „daß er mir seine Adresse nicht zurückgelassen hat, ich würde ihn mir sonst, falls ich mich jemals verheiraten sollte, ebenfalls als Küchenmeister angestellt haben; denn ohne ihn hätten wir schwerlich eine Hochzeit so vergnügt wie diese erlebt.“

Vermischtes.

Geizige Milliardäre. Unter den Finanzmagnaten Nordamerikas gibt es verschiedene, die ein außerordentlich einfaches, ja häufig geradezu dürftiges Leben führen. So bewohnte einer der reichsten Leute Nordamerikas, Samuel Dunlap, zeitlebens ein bescheidenes Stübchen in einem einfachen Hause und trieb seine Sparjamkeit so weit, daß er nie eine Bürste an seinen einzigen Anzug brachte, um den Stoff nicht unnötig abzunutzen. Ein anderer Millionär, George L. Eline, der über 20 Millionen Mark nach deutschem Gelde hinterließ, wohnte Jahrzehnte hindurch in einem kleinen Hinterzimmer. Er kochte meist für sich selbst, gönnte sich nicht den geringsten Luxus und brauchte in folgedessen zu seinem Lebensunterhalt niemals mehr als zehn Mark wöchentlich. Mr. J. Blair, ein Mann, der über rund eine halbe Million Zinsen verfügt, ist zum Frühstück nur einen Apfel und geht fast jeden Weg zu Fuß, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen. Hetty Green, die bekannte nordamerikanische Philanthropin, deren Name nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in Europa durch ihre großherzigen Stiftungen bekannt ist, gehört auch in diese Liste der sparsamen Millionäre. Sie, der es nicht darauf ankommt, für einen wohlthätigen Zweck Millionen à sonderda zu opfern, lebt in puritanischer Einfachheit und lenkt für sich selbst weder Luxus noch irgendwelche Extravaganzen. Beschließen mag diese Reihe der Millionäre, die nur für andere Leute Geld übrig haben, James Tjlon, der australische Milliardär, dessen Lebensweise großes Aufsehen erregte, weil die seiner Arbeiter dagegen vornehm zu nennen war. Tjlon rühmte sich jedem gegenüber, daß er niemals im Theater gewesen sei, niemals Alkohol getrunken habe und — niemals Seife gebraucht habe. Hierzu sei erklärend bemerkt, daß man sich zu jener Zeit in Australien durch Abreiben mit dem eigenen Sand reinigte.

Land und Leute.

Amerikanische Sachzielerhonoreare. Das Bücher-Schreiben ist in Amerika ein bei weitem einträglicheres Gewerbe als bei uns. Ganz abgesehen von den Rieseneinnahmen der Beecher-Stewes, der Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ und Mark Twains werden auch für wissenschaftliche Werke Honorare gezahlt, die für deutsche Verhältnisse einfach märchenhaft sind. So erhielt Noah Webster 1817 für sein Wörterbuch von dem Verleger Godrich 40 000 Dollar. Bancroft hat für die vor 1854 von ihm veröffentlichten Geschichtswerke 50 000 Dollar bezogen. Barnes bekam für seine Anmerkungen zu den Evangelien 30 000 Dollar. Die berühmten amerikanischen Verleger Harpers zahlten an J. A. Stephens für dessen Reisen in Zentralamerika und Yucatan 30 000 Dollar. Professor Andrews erhielt für die erste Auflage seines lateinischen Wörterbuchs, das dabei noch völlig den Arbeiten deutscher Gelehrter entlehnt ist, 6000 Dollar, und Professor Anton für seine Ausgaben alter Klassiker, denen gleichfalls deutsche Ausgaben zugrunde liegen, 3000 Dollar. Diese 3000 Dollar wurden leicht verdient, denn Professor Anton schrieb ganz einfach die verschiedenen deutschen Ausgaben ab und gab dazu Erklärungen für sein amerikanisches Publikum. Die Firma Josen und Whinnien in New York zahlte an Sanders für den Verlag von dessen Erziehungs- und Unterrichtsbüchern jährlich 30 000 Dollar, und an Thompson für dessen Rechenbücher jährlich 10 000 Dollar. Childs und Petersen in Philadelphia haben den Erben des Dr. Kane für dessen Polarreise 60 000 Dollar ausbezahlt. Rippincott & Co. in Philadelphia haben den Direktoren Wood und Bache für das „Handbuch der Arzneiwissenschaften der Vereinigten Staaten“ 80 000 Dollar gezahlt. Die Firma Little Brown & Co. in Boston kann aus ihren Büchern nachweisen, daß sie weit über eine halbe Million Dollar ausgezahlt hat; davon kommen allein auf die Familie des Juristen Story mehr als 200 000 Dollar. Wo bleibt da alles, was selbst für die gangbarsten deutschen Werte je gezahlt worden ist?

Letzte Kriegsnachrichten.

Berlin, 22. Dezember. An dem Gewicht des gestrigen Reichstagsbeschlusses, durch den der vierte Zehn-Milliarden-Kredit glatt bewilligt wurde, kann der Widerspruch eines Bruchteiles der Sozialdemokraten nach der übereinstimmenden Ansicht der Morgenblätter nichts ändern. Die „Germania“ sagt, daß die widersprechenden Herren schon den früheren Bewilligungen fremd gegenüberstanden, wenn sie es auch damals vortzogen, das nicht öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Das deutsche Volk werde dies umso weniger tragisch nehmen, als es immer gewußt habe, daß es solche Ränze unter und gebe. Die „Freisinnige Zeitung“ schreibt: Für das deutsche Reich und ebenso für unsere Feinde ist das Bedeutsamste die einmütige Annahme der neuen Zehn-Milliarden-Vorlage gegen eine Minderheit, die schon im Reichstag verhältnismäßig klein ist, deren Anhänger aber im Lande erst recht nicht in Betracht kommen gegenüber dem einmütigen Willen des ganzen deutschen Volkes mit Einschluß der Sozialdemokratie. In der „Deutschen Tageszeitung“ wird den sozialdemokratischen Kreditverweigerern ins Gesicht gesagt: Es bedarf keines Beweises, daß die 20 Dissidenten, welche die deutsche Gegenwart preisgeben, indem sie durch ihre ablehnende Haltung dem Reiche die Mittel zur weiteren Kriegsführung nicht bewilligten, nicht etwa dem Elend des Krieges dadurch ein Ende machen, sondern im Gegenteil erst Teufelsand in ein endloses, nie wieder gut zu machendes Elend hineinstürzen würden. Die deutschen Arbeiter, die doch die Masse der sozialdemokratischen Wähler stellen, wissen, daß ein Hauptgrund und ein Hauptziel des Angriffes gegen Deutschland die Vernichtung des deutschen Welt Handels und der deutschen Industrie ist, daß also der Krieg sich so direkt gegen ihre Erwerbsgrundlage, gegen ihre Lebensmöglichkeit in Deutschland richtet. Den deutschen Volksgenossen gegenüber ist das Verhalten der kleinen Minorität trotz seiner praktischen Bedeutungslosigkeit unentschuldigbar.

Das fromme England.

Von Adalbert von Chamisso. *)

Als Anno dreihundertzig sich zum Krieg
Gerüstet England und Niederland,
Ward beiderseits gebetet um den Sieg.
Ein ausgeschriebener Buß- und Betttag fand
In beiden Ländern statt, doch um acht Tage
Früher in Holland als in England.
Hier stand ein Prediger vom alten Schlage
Nach kräftiger Predigt betend am Altar
Und führte vor dem Höchsten seine Klage:
„Du wirst Dich noch erinnern, Herr, es war
Am letzten Sonntag, die Holländer brachten,
Wie heute wir, Dir Bußgebete dar.
Wie Jakob einst dem Bruder Esau, dachten
Sie uns um Deinen Segen zu betrügen,
Wenn sie die ersten an Dein Ohr sich machten.
Glaub' ihnen nicht! Trau' nicht den Winkelfügeln
Der Litterbrut; ihr gutes Recht
Und frommes Tun sind eitel, eitel Lügen!
Glaub' uns mit mir, ich bin Dein treuer Knecht,
Ich habe mit der Lüge nichts zu schaffen;
Wir Engländer sind ein fromm Geschlecht;
Sei Du mit uns und segne unsre Waffen!“

*) Die „Frömmigkeit“ und eble „Uneigennützigkeit“ Englands tritt sehr hübsch in diesem um 1830 entstandenen Gedicht Chamisso's hervor.

Das „Ende“ des „kranken Mannes“.

Die Überwindungsmächte sind jetzt ganz gegen ihren Willen Zeuge einer merkwürdigen Verwandlung des „kranken Mannes“. Dieser steht allerdings vor seinem Ende, oder, richtiger gesagt, seine Krankheit ist zu Ende, aus dem „kranken Manne“ ist ein recht Gesunder geworden, der unseren Feinden auf Gallipoli und in Mesopotamien seine kräftige Faust ganz gehörig hat fühlen lassen. Vielleicht ist es gerade deshalb zeitgemäß, einmal die Frage zu untersuchen, wer denn eigentlich das Wort vom „kranken Mann“ zuerst geprägt hat.

Heinrich von Treitschke hat in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts behauptet, daß der erste, der die Bezeichnung anwandte, der preussische Hofhistoriograph Friedrich Ancillon war, der Erzherzog Friedrich Wilhelms IV. und spätere Staatsminister, der in seiner europäischen Staatengeschichte vom Sultan als dem kranken Manne spricht. Trotzdem scheint es aber, daß schon vor Ancillon der Name gang und gäbe war, denn Voltaire und Montesquieu gebrauchen in Verbindung mit dem politischen Zustande der Türkei das Wort „malade“, und aus der Zeit der großen Türkenkriege existieren historische Volkslieder mit dem Titel „Der Türk ist krank“ und „Sultans Krankheit“.

In dem ersten Bilde, dessen Verfasser der Baumburger Chorherr Chyssel ist, heißt eine Strophe:

„Dem Hien, das schwindt, mein Haupt empynd
Dohnen und Hinfallen ...
Mein Alter und mein Dwan
In schwerer Schwachheit liegen,
Mein g'habte Macht, mein g'führte Bracht
Liegen fast in den Jagen.“

Montesquieu schreibt in seinen „Lettres persanes“ im Jahre 1721: „Ich habe mit Erstaunen die Schwäche der Osmanen gesehen. Dieser kranke Körper wird nicht durch eine milde Diät erhalten, sondern durch gewaltsame Mittel, die ihn unaufhörlich erschöpfen und untergraben.“

Weshalb äußert sich Voltaire, der an die Kaiserin Katharina II. von Rußland schreibt: „Eure Majestät werden sagen, daß ich ein sehr ungeduldiger Kranker bin, und daß die Türken viel kränker sind.“ Auch der englische Botschafter Sir Thomas Roe in Konstantinopel vergleicht in jener Zeit in seinen Berichten an seine Regierung die Türken mit dem Körper eines kranken Mannes, „der mit Krankheit bedeckt, den Anschein der Gesundheit annimmt, obgleich sein Ende nahe sei“.

Aus allen diesen Beispielen geht hervor, daß die Vorstellung von der Türkei als einem der Auflösung entgegengehenden Manne ziemlich verbreitet war. Wirklich vollständig wurde das Wort jedoch erst durch Kaiser Nikolaus I., der bei den Verhandlungen während des Krimkrieges den Vergleich der Türkei mit einem Schwerkranken mehrfach in diplomatischen Schriftstücken gebrauchte. Im besonderen wird in dem Blaubuch die Unterredung des Zaren mit dem englischen Gesandten Seymour gesagt, der Zar habe dem Geandten gegenüber die Worte eines an Alterschwäche leidenden Kranken genannt, der plötzlich unter den Händen sterben könnte. Als Lord Russell, der die Bemerkung des Zaren durch Seymour erfahren hatte, darauf hinwies, daß die Auflösung des Patienten vermutlich doch noch einige Jahrhunderte dauern würde, soll der Zar in einer neuen Unterredung zu Seymour gesagt haben: „Ich wiederhole Ihnen, daß der Kranke im Sterben liegt.“ Dieses Wort des Zaren fand seinen Weg in die Diplomatie aller Länder und ging allmählich in den Volksmund über.

Aus dem Gerichtssaal.

+ Das Urteil in der Bonner Steuerhinterziehungssache. Wie der Bonner „Generalanzeiger“ meldet, ist am Sonntag nach ungefähr vierwöchentlicher Verhandlung das Urteil in dem Prozeß wegen Hinterziehung der Branntweinsteuer gefällt worden. Es lautet gegen den Brennermeister Böttcher in Eitorf wegen Hinterziehung in drei Fällen auf ein Jahr sechs Monate Gefängnis, 13 316 813 Mark Geldstrafe und im Unvermögensfalle auf eine Zuchthausstrafe von 18 Monaten Gefängnis, wobei ein Jahr drei Monate der Untersuchungshaft angerechnet wurden; gegen den Kaufmann Janßen in Eitorf auf 8 Monate Gefängnis, die durch die Untersuchungshaft als verbüßt erklärt wurden, und auf 8 302 492 Mark Geldstrafe, bzw. 6 Monate Gefängnis, und gegen den Brennermeister Lubanski in Homberg wegen Hinterziehung in zwei Fällen auf einen Monat Gefängnis und 4 815 404 Mark Geldstrafe bzw. ein Jahr Gefängnis.

Aus aller Welt.

+ Papiermangel in Italien. Laut „Mattino“ versammelten sich in der Reapler Handelskammer alle Vereinigungen des Buch- und Druckerwerkes, um gegen den Papiermangel zu protestieren. Es wurde beschlossen, die Fabriken zu schließen und den Versuch zu machen, durch eine Vereinigung aller italienischen Druckereien auf die Regierung einen großen Druck auszuüben.

+ Erfolg für die torpedierte „Lustania“. Die Holland-Amerika-Linie hat ihren neuen Dampfer „Staatsendam“ an die Cunard-Linie verkauft. Er wird die Stelle der torpedierten „Lustania“ einnehmen.

Das Hamburger Präsidialgericht kam in Sachen eines eingetragenen amerikanischen Vollgeses „Big or Small“ zu folgender Erkenntnis: Das Schiff mit „Big or Small“ und der Ertrag aus dem Verkauf des Brantwines ist zu ziehen. Der Remerios der am 25. März 1911 in Hamburg eingetroffene „Big or Small“ ist eingetragenes Vollgeses und hat als neutral anzusehen ist.

Vermischtes.

Die Heilspiegelung des Cachers. Rabelais, der Bauer und Arzt zugleich war, sagt in der Widmung seines letzten Buches an den Kardinal Chatillon, daß einer von den Hauptzwecken seines Buches sei, die armen Kranken durch seine lustigen Einfälle und Geschichten zu erheitern, und daß er darin seinem Lehrer Hippokrates folge, welcher verordnet, daß ein Arzt nicht bloß mit Arzneien den Leib heilen, sondern auch durch munteren Zuspruch das traurige Gemüt seines Kranken aufheitern solle, und daß er deswegen die Arzneikunst mit einem Streik oder vielmehr Poffenspiel mit drei Personen, nämlich dem Arzt, dem Kranken und der Krankheit, verglichen haben. Wenn fällt bei Rabelais nicht auch Hilchart, sein gut geratener Jünger, ein, der ihn vielleicht im Komischen noch übertrifft. Dieser sagt: „Ein Arzt soll nicht allein mit Kräutern, Salben und Konjekten geküßt sein, weil diese Sachen zu Zeiten nicht helfen, demnach das Leid nicht äußerlich leiblich, sondern welches geistlicher, innerlich hergütlich ist: sondern auch wohlgebärdig, holdselig, freundlich, gelächlich, kurzweilig, poffenreich, der einem Schwachen etwa, wann's Not tut, einen Mut einschwächen und eingaukeln kann, ihn lachen machen, wenn er schon gar weint, ihn überreden, er ist gesund, wenn er schon todsüchtig aussieht, oder überzweckfelds mit einem schaalten Poffen daher kommen, der, wie man sagt, einen Toten möchte lebendig machen. — Soll keinen trösten, wie Callianar seinen Kranken, denn als ihn der Kranke fraget, ob er sterben würde, antwortet er ihm: Es sei wohl des Kaisers Koch gestorben. Unsere geschriebene Besage heißen einen Medicum wohl mit lachen (denn er kann's ungeheben), aber geschwägig sein, weil sie Heilungsgeschlechts sind! Aber nachfolgender Weise lassen sie es doch zu: denn wer viel schwäzlet, der leugt viel. Darum mag sich wohl zu Zeiten ein Medicus ein Räuschelein trinken, mit alleine den bösen Luft und Geruch minder einzulassen, sondern auch pofflicher sein, der wird einen Kranken munterer und gestroter machen, als ein langweiliger, langschreibiger, stürmzender Fantast. Denn wist ihr nicht von jenem Philosophen, der sich ob seines Affen Poffen gefund lachte, als er ihn sah sein Doktorhändlein und lieberdarelein vom Nagel ziehen, und es so ordentlich, wie der beste Dorf-Calmäuler aufsetzen? Und gewiß, ich hab's versucht, es steht lächerlich aus. Und der große Spottoogel Erasmus hat über den Episteln obscurorum virorum also gesagt, daß er ein sorgfältig Geschwätz, welche man sonst ihm mit Gefahr aufschlagen müssen, hat aufgelacht. Auch Galenus schreibt, der höchst gelehrte Arzt Aesculapius habe lächerliche Vödeln gedichtet, damit in der Kranken Lung' und Leber zu üben, und ein Hitz' in kalte Luft zu bringen.“

Die letzten Vier. . . Die Ergebnisse des Weltkrieges werden nicht am wenigsten widerlingen in den Herzen derer, die früher für Deutschland, sein Ganzes oder einzelne Teile gekämpft haben. Die ältesten deutschen Veteranen, die im Kampfe gegen einen auswärtigen Feind standen, sind die Schleswig-Holsteiner, die im Jahre 1848 das Land der Doppelkriege gegen Dänemark schützten. Es leben noch eine verhältnismäßige Anzahl von jenen Streitern, in Deutschland sowohl wie in Amerika. Von letzteren hört man allerdings wohl nur noch durch die Nachrichten von ihrem Tode, den pietätvolle Hände in den Zeitungen der alten Heimat mitteilen lassen. In Glückstadt gab es noch bis vor kurzem vier Veteranen der 1848er Kämpfe, die zusammen das stattliche Alter von 349 Jahren erreicht hatten. Jetzt ist der eine von ihnen im Alter von 90 Jahren heimgegangen. Ein schleswig-holsteinischer Dichter Fritz Lau hatte den Vier die folgenden schönen Verse gewidmet:

Die letzten vier.

So merrigen, de to uns hör,
Der liegt so lang all in de Er;
Heff Dank, uns Herrgott, hoch in'n Heben,
Dat du uns oer so lang leets leben.
De Bläd de fällt, bald fällt of wi,
Blots um een Deel noch bet wi di:
Nimm uns de Fahn est ut de Hand,
Wenn's all wert trigg na'n Heimatsstrand;
Wi oer, wi wolln so geern, so geern
Of noch mal mit ut Doer marscheern.
For Schleswig-Holstein — stammoverwand
Stunn wi of mak in Fier un Brand,
To all de Dag uns een noch leht:
„Dütschland up ewig ungedeelt!“ —

S. u. H.

Der russische Zichin. Mit der Frage, wieviel Leute es in Rußland gibt, beschäftigt sich eine Arbeit des Statistikers Rubakin im „Wesnik Jewropy“. Nach den Daten der Volkszählung von 1897 gab es im russischen Reich 435 818 Beamte, darunter 38 082 Frauen. Heute wird die Gesamtzahl der Beamten viel größer sein, wie aus folgendem zu ersehen ist. Nach den Unterlagen der Volkszählung gab es 1897 in Rußland im ganzen 85 816 Lehrer und Lehrerinnen; mit dieser Zahl ist hier gerechnet. Das Unterrichtsministerium aber gibt an, daß es schon 1896 nicht weniger als 113 985 Personen dieser Kategorie gab, also um fast 30 000 mehr. Weiter sind unter den Polizeibeamten weder die Vertreter der Dorfpolizei noch die Geheimagenten gezählt. Beide Gruppen zusammen aber dürften eine recht erhebliche Masse ergeben. Die Gesamtzahl der Beamten ist also wahrscheinlich ein gutes Stück höher als die in der Arbeit Rubakins genannte Summe. Die Gruppe der Polizeibeamten zählte 104 575 Personen, die der Verwaltungs- und Gerichtsbeamten 42 034, die der Eisenbahnbeamten 81 000, Post- und Telegraphenbeamten 38 000. Das Verhältnis der Beamtenzahl zur Gesamtzahl der erwachsenen Bevölkerung ist 1:150. Die statistische Untersuchung der Bevölkerungszahl ergibt, daß von den 435 818 Beamten ein Gehalt von weniger als 1000 Rubel jährlich 344 614 Personen erhalten. Von den übrigen 91 204 Beamten erhalten 65 775 (72 Prozent) 1000 bis 2000 Rubel jährlich, 23 116 (25 Prozent) erhalten 2000 bis 5000 Rubel, 1951 (2,2 Prozent) beziehen jährlich 5000—10 000 Rubel. Der Gesamtbetrag der den Beamten gezahlten Gehälter betrug nach den Ermittlungen des Jahres 1907 fast 181 Millionen Rubel.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Karl Klose, Herborn

Nachdem ich infolge Reklamation zwecks Ausübung ärztlicher Tätigkeit vom Heeresdienst befreit worden bin, nehme ich meine Praxis in vollem Umfange wieder auf.

Sprechstunden halte ich

Morgens 8 1/2 — 9 1/2 Uhr

Mittags 1 — 2 Uhr.

Ausserhalb dieser Zeit bin ich in ärztlichen Angelegenheiten nur in dringenden Fällen zu sprechen.

In Sinn halte ich keine Sprechstunde ab. Die Mittagssprechstunde ist an Sonn- und Feiertagen nur für dringliche Fälle bestimmt.

Bestellungen auf Land, abgesehen von dringlichen Fällen, bis 10 Uhr morgen erbeten.

Infolge allgemeinen Mangels an Betriebsstoffen für Kraftwagen können die Ortschaften nur auf Rundfahrten besucht werden und so liegt es in jedermanns Interesse, wenn die Bestellungen frühzeitig erfolgen.

Dr. med. Schütz

Herborn.

Öffentliche Bekanntmachung.

Steuerveranlagung für das Steuerjahr 1916.

Auf Grund des § 25 des Einkommensteuergesetzes wird hiermit jeder bereits mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranlagte Steuerpflichtige im Distrikt aufgefordert, die Steuererklärung über sein Jahreseinkommen nach dem vorgeschriebenen Formular in der Zeit vom 4. Januar bis einschl. 20. Januar 1916 dem Unterzeichneten schriftlich oder zu Protokoll unter der Versicherung abzugeben, daß die Angaben nach bestem Wissen und Gewissen gemacht sind.

Die oben bezeichneten Steuerpflichtigen sind zur Abgabe der Steuererklärung verpflichtet, auch wenn ihnen eine besondere Aufforderung oder ein Formular nicht zugegangen ist. Auf Verlangen werden die vorgeschriebenen Formulare von heute ab in meinen Geschäftsräumen kostenlos verabfolgt.

Die Einreichung schriftlicher Erklärungen durch die Post ist zulässig, geschieht aber auf Gefahr des Absenders und deshalb zweckmäßig mittels Einschreibebriefes. Mündliche Erklärungen werden von dem Unterzeichneten vormittags von 9—12 Uhr im Kreishause hier entgegengenommen.

Wer die Frist zur Abgabe der ihm obliegenden Steuererklärung verläßt, hat gemäß § 31 Absatz 1 des Einkommensteuergesetzes neben der im Veranlagungs- und Rechtsmittelverfahren endgültig festgestellten Steuer einen Zuschlag von 5 Prozent zu derselben zu entrichten.

Wissentlich unrichtige oder unvollständige Angaben oder wissentliche Verschweigung von Einkommen in der Steuererklärung sind im § 72 des Einkommensteuergesetzes mit Strafe bedroht.

Gemäß § 71 des Einkommensteuergesetzes wird von Mitgliedern einer in Preußen steuerpflichtigen Gesellschaft mit beschränkter Haftung derjenige Teil der auf sie veranlagten Einkommensteuer nicht erhoben, welcher auf Gewinnaufteile der Gesellschaft mit beschränkter Haftung entfällt. Diese Vorschrift findet aber nur auf solche Steuerpflichtige Anwendung, welche eine Steuererklärung abgegeben und in dieser den von ihnen empfangenen Geschäftsgewinn besonders bezeichnet haben. Daher müssen alle Steuerpflichtigen, welche eine Berücksichtigung gemäß § 71 a. a. O. erwarten, mögen sie bereits im Vorjahr nach einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranlagt gewesen sein oder nicht, binnen der oben bezeichneten Frist eine die nähere Bezeichnung des empfangenen Geschäftsgewinns aus der Gesellschaft mit beschränkter Haftung enthaltende Steuererklärung einreichen.

Dillenburg, im Dezember 1915.

Der Vorsitzende

der Einkommensteuer-Veranlagungskommission:

J. B.: Daniels.

Meisterkursus.

In den Monaten Januar bis März wird wie alljährlich in Dillenburg wieder ein

Vorbereitungskursus

für die theoretische Meisterprüfung stattfinden. Begegneten: Buchführung, Kalkulation, Gewerbeordnung, Reichsversicherungsordnung, Wechselrecht, Schriftwechsel. Unterrichtszeit: Montag und Donnerstag von 4 1/2 — 6 1/2 Uhr. Unterrichtsraum: Gewerbliche Fortbildungsschule. Honorar: 5 Mk. Anmeldung bei dem Vorsitzenden des Gewerbevereins, Herrn H. Richter oder Herrn Fortbildungsschullehrer Dr. Dönges.

Zu dem Kursus werden auch Frauen und Töchter von Handwerkern und Gewerbetreibenden, vor allem zur Erlernung der gewerblichen Buchführung, zugelassen.

Die Handwerkskammer Wiesbaden.

Eilt!!!

Kakao, feinste holländische Marken, garantiert rein!

Schokolade, feinste Qualität, Tafel 35 bis 40 Pfg.

liefert

Bargmann, Kiel, Hohen-
traufenting 37.

Karbidgrubenlichter

wieder vorrätig bei

C. H. Jopp, Herborn

, Hauptstraße

Evangel. Kirchendruck Herborn.

Donnerstag, den 23. Dezember, nachmittags 1/2 4 Uhr zur Weihnachtsfeier im Krantenhaus.